

# Querschnitt durch die deutsche Nachkriegsliteratur

Autor(en): **Wyss, Hans Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **11 (1931-1932)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-157398>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Querschnitt durch die deutsche Nachkriegs- literatur.

Von Hans Alfred Wyß.

### I.

Vom Kameradchaftszusammenbruch zur Inflation.

Die Kennzeichen der heutigen Literatur sind — in groben Strichen — Auflösung der Form und verstörter oder ausbiegender Zweifel vor allen Lebensprinzipien. Die Literaturkritik steht meist ratlos verlegen neben diesen Erscheinungen. Im Verzicht auf die Untersuchung bestimmter Merkmale, gewissermaßen des Blutdruckes der Zeit, wirkt sie nicht mehr richtunggebend. Die geeigneten Maßstäbe der Kritik fehlen für das Gegenwärtige, deshalb steht die Urteilskraft fast hilflos da. Selbst das zuverlässigste Prinzip der Würdigung des Schrifttums nach landschaftlichen Kategorien, mit dem Madler die Literaturgeschichte auf ihre natürliche Basis hob, muß heute als unanwendbar gelten.

Die neuen Aufgaben für Gestalter und Kritiker über Sinn und Ziel der Literatur erwachsen mit der Vergrößerung des Horizontes und der Vertiefung des Blickes. Die gemeinte Veränderung des Blickfeldes und der Blicktiefe mögen einige Beispiele des Lesers X belegen: Ihn zieht das eigentliche Thema der französischen und von den Deutschen übernommenen Romancier-Kunst, die Darstellung eines engen, auf sich selbst beschränkten Lebenskreises nur noch wenig an; den Roman mit Ethik „aufbauend“ und „positiv“ zu gestalten, ist ihm ein ganz zweifelhaftes Postulat; er neigt sogar zum Schluß, daß den ästhetischen Selbstzweck der Dichtung höchstens noch einige Schulmeister behaupten können. Kurzum, er stellt sich vor, der pseudoethische, individualistische = ästhetische Roman habe ausgespielt.

Er hat zwar manchen Kollegen, aber mit der Gesamtheit der Leserschaft verglichen ist es doch eine kleine Zahl. Da könnte das Gegenteil der gängigen Bewertung als unmaßgebliche Privatmeinung erscheinen, als querköpfige Opposition der Minorität, von der Mehrzahl womöglich als bolschewistisch angekränfelt behandelt. Zudem besteht die Tatsache, daß eine Reihe von Schriftstellern Romanciers nach der alten Auffassung sind und gerade sie und ihre höchsten Exponenten, — die maßvolle Beharrung, die gleichmäßige Blut von Thomas Mann, Hoffmannsthal, der dem Tage abgewandte Prinz des Schönheitsreiches, die gelenkigen Stilisier- und Jongleurkünste Stefan Zweigs — erreichten erstrangiges Ansehen und den weitverbreitetsten Erfolg. So würde Meinung gegen Meinung stehen, hätten wir nicht im Krieg ein Faktum von unwiderprechbarer Beweiskraft, daß die alten Maßstäbe außer Kurs gesetzt sind, nicht nur für ein Heute des Übergangs, sondern für dauernd.

Der Krieg zog den dicken Strich, der uns unwiderrüflich von allen frühern Regeln und Einschätzungen trennt. Er vernichtete die Lehre von der Ästhetik in formaler und inhaltlicher Hinsicht. [Die Ethik war ohnehin in der ersten Hälfte des zweiten Jahrzehntes unseres Säkulums nicht viel mehr als eine Angelegenheit der Ästhetik.] Er brach der gehobenen Kunstsprache das Rückgrat und räumte auf mit den zum guten Ton gehörenden menschenfreundlichen und verfühnenden Inhalten. Im Krieg wurde die Bedeutungsüberschätzung des Einzellebens erkannt. Die heutige Sachlichkeit, mager aber sauber, ist sein Ergebnis. Er löste das Abrücken vom Brimborium des Gefühls, dem patentierten Idealismus und der verlogenen Sentimentalität aus. Der Krieg tötete das Bewußtsein von der erhebenden Kunst, die dem Alltag entrücken soll. Es entstand, im übrigen noch nach den der veränderten Welt entsprechenden Werten tastend, die kollektivzeitverbundene Erzählung, eine neue Gattung Literatur, die die Literaturkritik, abgesehen von Schlagern, fast aus dem Auge verlor.

\* \* \*

Erich Maria Remarque blieb es auch im Gebiet der Nachkriegsliteratur vorbehalten, mit seinem Roman „Der Weg zurück“ (Propyläen, Berlin), die höchste Auflageziffer zu erreichen. Der beispiellose Erfolg von „Im Westen nichts Neues“, mit dem der verfehlmteste weltgeschichtliche Abschnitt plötzlich zur Hochkonjunktur des Verlagsgeschäftes wurde, färbte auf dieses Ergebnis ab. Wäre auch dieser Schlager nicht vorausgegangen, die ganz besonders gefährzte und indirekt pointierte Ausdrucksweise Remarques, seine psychologischen Perspektiven des Nachkriegsmenschen mußten dem neuen Roman die ausnehmende Gunst des großen Publikums verschaffen.

Nicht zuletzt ist der Millionenabjaß seines ersten Buches der Wahl des Personenkreises zu danken. Eine Schar unreifer Gymnasiasten wirft sich in den Krieg. Die Gegensätze von frischer Jugend und mörderischer Materialschlacht erwiesen sich der literarischen Kontrastwirkung ungemein zugänglich. Noch heute währt die Saison für das Buch der Jugend: Die erschöpfte Zeit sucht im Unverbrauchten neue Hoffnungsquellen. Es mußte deshalb fast selbstverständlich sein, daß Remarque seine Personen und ihr Schicksal in den Frieden zurückführte. Wie steht es mit den Zurückgekehrten? Im Alter wären sie die Jugend, die höchstens Zweiundzwanzigjährigen! Kann ihnen der Friede die verlorene Jugend schenken und den Einbruch des Krieges in ihre Entwicklung wieder gutmachen — wie Remarque es sieht, darauf hat er im „Weg zurück“ geantwortet.

Die von Befehl und brutalstem Selbsterhaltungstrieb vergewaltigte Menschlichkeit der Friedenszeit ergab an der Front eine von den allermeisten tragisch erlittene Spannung. Remarque riß die Welt hin, als er Humanität gegen Zwang und Grauen mit weicher, glanzvoller Stimme auspielte. Die Heimkehr kann diese Formel nicht mehr so klar wiederholen.

Es ist alles abgestufter, verwirrender, nicht mehr das scharf abgetrennte Schwarz-Weiß von Kriegsbestialität-Friedensharmonie. Der Friede ist da, — wie wenig einladend sieht er jedoch aus. Wenn auch der Krieg abgeschlossen ist, so schnell sind die, die ihn führten, nicht zurückverwandelt! Eine rauhe, verwilderte Soldatenjugend flutet in die desorganisierte Heimat zurück. Da begeht nun Remarque ein eigenartiges, mit seiner frühern Darstellung in Widerspruch stehendes Versehen: Was die Jungen aus dem Krieg zurückbringen, scheint richtiger, besser, als was die hinter der Front Gebliebenen vertreten. Der formale Friedenszustand, die Friedenssajungen der Gesellschaft zwar haben das starre Recht für sich, — für die Heimgekehrten schlägt die Zustimmung des Rechtsempfindens.

Die Kameradschaft der Gruppe erscheint wie eine geballte Faust in der besorgten Welt und dem Redekleister der Zuhausegebliebenen. Daß man sie wieder zur Schule schickt und daß, im Tumult der Eröffnungsansprache des Rektors, einer pazig die trockene Topfpflanze der unwahren Schulfestwürde in Stücke haut, ist vielleicht die schärfste der vielen aus der Unvereinbarkeit präparierten Explosionen. Sie geraten zwangsläufig mit allen bürgerlichen Bewertungen in Konflikt. Was im Kriege als erlaubt und oft als gefordert galt, ist hier unter Strafe gestellt. Requirieren heißt nun auf einmal stehlen, die Erschießung eines Menschen wird als schweres Verbrechen behandelt. Schwach ist, daß diese schlagend ausgemalten Szenen nur bornierte Verteidiger des staatlichen Systems und seiner Grundsätze vorfinden. In den Justiz- und Schulabschnitten hätte gerade die überlegene Behandlung des Soldaten durch die Staatsorgane maßgebend sein müssen, wenn es Remarque nicht einfach darum zu tun war, mit einigen flachen Karikaturen einen billigen dramatischen Effekt zu erkaufen. Es ist umgekehrt nicht ausgeschlossen, daß er nie mehr als diese Wirklichkeit sah.

Dann bricht die Kameradschaft auseinander in eine Anzahl von Individualitäten, die sich nach einem Lebensunterhalt umsehen müssen und die Gestungen des Hinterlandes nicht mehr verstehen. Obwohl diese Soldaten das Schwerste durchmachten, sind sie durchaus nicht fähig, aus ihrer Kameradschaft einen neuen Lebensinhalt zu gewinnen. Sie treten für einander ein — das ist alles. Sie brauchten eine neue Bestimmung, einen führenden Mann, sie sind so vollständig aus dem Gleichgewicht. Der Krieg hatte sie wenigstens wie in einem dauernden Krampf aufrecht gezwungen, nun wissen sie nicht mehr, was sie mit sich anfangen sollen. Infolgedessen versacken die Besten. Keine Lebensenergie hält sie mehr hoch, der eine knallt sich zusammen, der andere öffnet die Schlagadern, der dritte fliegt ins Rittchen — der Krieg muß an allem schuld sein. Diesen deprimierenden Ausgängen fügt Remarque die Zeichnung einiger anderer Kameraden bei, die Anschluß an die Zeit ertasten. In ihren Köpfen sieht es so aus, daß sie die Staatlichkeit verneinen, den schließlich um die Nation geführten Krieg durch ein neues, den Krieg ausschließendes Bild der Heimat verdrängen

wollen. Da sagt der eine, der Lehrer: „Ich will meinen Jungens da beibringen, was wirklich ihr Vaterland ist. Ihre Heimat nämlich und nicht eine politische Partei. Ihre Heimat aber sind Bäume, Acker, Erde und keine großmäuligen Schlagworte.“

Vielleicht meint Remarque dies als den Weg zurück. Alles andere, das lächerliche Treiben in den bürgerlichen Bezirken, die in den Tod getriebene Hoffnungslosigkeit der Übrigen wäre schon mehr ein Weg ohne Ausgang.

Prüfen wir daher noch, woher Remarque die optimistischen Aussichten für die Zukunft bezieht. Da fällt in dieser Episodenkette, in der die graufigen Ritornelle der Kriegserinnerungen mit den Friedensstücken abwechseln, zweierlei auf. Der durch den Krieg seelisch wunde Soldat heilt sich aus im Freien, auf einer Wiese, bei Insekten, im natürlich Unproblematischen. Dann das Andere: jeder will wieder in die Kindheit hinein, vom verlorenen Paradies ist oft die Rede, als rührendes Symbol heißt es von Frauen: „immer haben sie etwas von Kindern“, die Mutter ist vor dem Feldsoldaten das Kind geworden. In allen unsichern und innerlich bedrängten Zeiten trifft man beides: jenes zurück zur Natur und zum Kinde, von wo man sich geborgen meint. Von Güte, Ordnung, Aufbau und Liebe spricht er als den neuen Idealen. In diesen Wunschgebilden und in den alten Freimaurerlösungen ähnlichen Zeichen begegnet man Remarques Friedensvorstellung: Sie ist genau identisch mit dem Zustand des kulturellen Idealwillens von 1914. Dahin geht der Weg zurück: die zerbrochene Kontinuität unvermindert wieder herzustellen, ohne nationale Betonung. Deshalb muß sich der ewige Soldat erschießen, deshalb bleibt die infantile, retrospektive, tatenlose Flucht in die Kindheit als Zukunftsweisung siegreich, Remarque ist das Gegenteil des Revolutionärs und deshalb der Liebling des Bürgertums. Er hat mit seinen Büchern alle Abscheuinstinkte der Masse gegen den Krieg virulent gemacht, in seinem neuesten mit großem Geschick unter Beweis gestellt, daß der im Krieg Gewesene für ein Weiterleben und sich Wiederfinden so gut wie untauglich ist.

Wie einen bösen Spuk bewertet er den Krieg als Brecher der Moral mit moralischer Psychologie, weil er das unmittelbare Kriegserlebnis nie verspürte. Deshalb sind seine Menschen den moralischen Grundsätzen entwachsene groß- und kleinbürgerliche Söhne, die aus dem Kriege nichts zurückbringen als das Frontwort „Scheiße“ für alle frühern Ideale. Sie haben ein völlig zerbrochenes, negatives, flüchtendes Begreifen und nichts von einer neuen Schau und einem neuen Sinn, nichts von der anerkennenden Bejahung des Geschehenen, mit denen allein ein Leben nach dem Krieg in ungebrochener Linie weitergeführt werden könnte. Der Weg zurück zerläuft auf dem Feld der Resignation oder führt zurück zu den Vorkriegsideologien vom menschlichen Glück.

Kurt Gläser, der Autor von „Jahrgang 1902“, beginnt seinen Roman „Frieden“ (Kiepenheuer, Berlin) im gleichen Zeitpunkt wie Remarque. Er will indes keinen Anschaulichkeitsbeweis leisten, wie der Frontmannsch durch den Krieg geworden ist, sondern setzt mit seinem Roman in der Hinterlandsmentalität ein, das dichte Gewebe der Empfindungen und der verschiedenartigsten Beziehungen ausbreitend, bewegt und zum Zerreißen gespannt von den Unterströmungen, die Remarque höchstens mit Stichworten anrührt. So bekommt Gläser den aus der tiefsten Schicht der Zeit geborenen Typus in den Mittelpunkt seiner Friedenserzählung, Adalbert König, das gesteigerte Bild des Spartakistenführers Hölz. Er wird allerdings nur indirekt durch die Begegnungen des Ich-Erzählers sichtbar. König, ein ehemaliger Student, nun durch einen Lungenschuß invalid, ist der echte Revolutionär im Gegensatz zu seinem haltlosen Gefolgsmann, dem Revoluzzer Adolf Frey. Er schafft durch seine bloße Existenz und durch seinen radikalen Willen Hochspannung um sich. Sie hebt sich von allen den ungeladenen Zeitgenossen, die mit größter Schnelligkeit in einen faulen Frieden und einen kompromißlerischen Staat abschwenken möchten, hart und schneidend ab. In dem von König durchfochtenen Kampf wieder spiegelt sich der Widerstand gegen die Verwässerung der deutschen Revolution. Unerhört scharfes und wertvolles Zeugnis ist die Sitzung im Arbeiter- und Soldatenrat für die zwei feindlichen sozialistischen Weltanschauungen, die durchgreifende und die bequem mit einer Halbheit sich begnügende. Die von König redigierte Fassung der Proklamation lautet in ihrem wichtigsten Artikel: „Der Arbeiter- und Soldatenrat hebt das Privateigentum auf, weil das Privateigentum den Menschen verdirbt.“ Der gemäßigte Sozialist argumentiert dagegen: „Weshalb das Privateigentum aufheben, wo wir doch jetzt eine Staatsform haben, die seine Übergriffe verhindern wird? Ich schlage vor, zu sagen: Eigentum verpflichtet zum Dienst an der Allgemeinheit.“ Man stimmt ihm zu und beinahe genau dieser Artikel ist in die Verfassung der deutschen Demokratie aufgenommen, die ja allein mit den Betrugsfandalen Sklarek, Barmat und Konsorten durchaus bewiesen hat, daß Eigentum wirklich nur im Dienste der Allgemeinheit verwendet wurde. In der Folge bestätigte sich hier haargenau das Motto Königs: „Alles, was wir denken, ist solange unfruchtbar, bis wir es tun.“

Gläser ist auch der genaueste Biograph der Gründe, warum die Frontsoldaten den Spartakusaufstand niederschlugen, — nur um nachher mit Bitternis zu sehen, daß sie einer Gesellschaft dicker Bürger und großrediger Parteileute, die gar nicht daran dachten, anders zu werden, die Macht in die Hand spielten. Wie eine Truppe auf hegende Schlagworte unbesonnen reagiert, wie sie, grade und entschlossene Soldaten, nach dem Kampf eigentlich gar nicht begreifen, wie so sie den graden und entschlossenen Gegner bekämpften, dagegen ihre Auftraggeber verachten, ist vorzüglich beobachtet.

Der denkende Mensch löst sich da aus der Flut der aufgepeitschten Meinung. In Zukunftswarnungen wie „Wallstreet wird Potsdam er-

setzen“, oder den Worten der Mutter: „Ich glaube nicht, daß die Menschen besser werden, wenn ein neuer Friede kommt. Es wird die Zeit kommen, wo sie von ihrem neuen Frieden nichts mehr glauben und nichts mehr zu hoffen haben“, oder „das deutsche Proletariat hat es dann mit internationalen Kapitalisten zu tun“.

Mit dem Fall des Führers König und der Befestigung der Demokratie der Mittelmäßigkeit verzischen die revolutionären Bestrebungen in den Orgien umstürzlerischer Bohème, wo mit finstern RichterGesicht, ganz am Ende, ein Sendling Moskaus diesen flatternden Gefellen zürnt. Gläser hält sich hier und auch andernorts nicht zurück vor groben Geschmacklosigkeiten und Schamlosigkeiten des Naturalismus. Auch dies gehört als Beitrag zu jener Mentalität der Zeit: Das Wegfallen aller Bindungen muß in der Schamlosigkeit enden. Sarkastisch und symbolisch steht am Schluß des Buches das keiner weiteren Erklärung bedürftige Bild des Friedens. Es ist die im Kriege verlotterte Schaufenster-Attrappe, der weißbärtig freundliche Zwerg ist wieder hergestellt, der Stanniolwasserfall erglänzt wieder falsch belebend. Frieden im Sinn eines lächelnden Betrugers, worüber kein Aufheben sich lohnt!

Das richtige Inflationsfieberbuch schrieb *Heinz Liepmann* („Der Frieden brach aus“, Phaidon Verlag, Wien) mit der sympathischen Figur *Erich*, der, trotzdem er zwischen gaunerhaften Geschäften herumturnt, schließlich in die große Geldsucht hineingerissen wird. So ist er beschaffen, daß er alles mitmacht, schwindelt und betrügt gewissermaßen aus Sport, oft ein Zyniker ist und doch nicht verroht, in gründlichem Denken, aufrichtigem Fühlen sich bewegt. Gewiß, er weiß aus dem Schlamassel nicht heraus. Seine skrupellose Anpassungsfähigkeit hilft ihm, sich in die Höhe zu winden, bis die Polizei auf eine Anzeige dem großen Scheinmanöver seiner schwindelhaften A.-G. auf die Spur kommt. Einundzwanzigjährig macht er Schluß, „glaubte, es seiner Menschenwürde schuldig zu sein, daß er sich, bevor Polizistenhände ihn berührten, erschöß“. Die scheinbar komische Redewendung von der Menschenwürde des jungen Spitzbuben enthält das schärfste Signalement für den Gehalt des Buches: Für das leichtfertig über die Grenzen der Strafgesetze hinweghauern und das Leiden an der Illusionslosigkeit; man weiß, kann, besitzt alles, kann alles überwinden, nur nicht den Gedanken an die Eltern; das Verbrechen scheint eine Tat; halb ist man verdorben und wiederum doch nicht schlecht, eine lebhaft, gefühlvolle, einbildungskräftige Veranlagung und — im Strudel der Zeit mitgespült, „frech und kühl, kühn und vorsichtig, je nach der Konjunktur“. Es sind witzige Lehrlinge auf dem rasenden Karussell des Erfolges, „eine Generation ohne Respekt vor dem Alter und dem Du“.

Immer hat *Erich* zuviel an Gefühl. Man muß es „verschupfen“, überrennen, weil es immer im Weg ist. Es ist wie eine Bedrängnis und sie befreit sich in dieser Welt der Börse und des verschachtelten Fleisches in Fantasien und Märchenträumen. Da ist auch neben *Erich* die Figur des

Chauffeurs Liepmann nicht zu vergessen, Liepmann, Name des Verfassers und ein stiller und unauffälliger Begleiter der Geschichte, der sich selten in die Unterhaltung der Handelnden mengt. Er streift an ihnen leicht vorbei wie der Schatten der Zukunft. Erich denkt über ihn: „Er kämpfte Zeit seines Lebens mit der Wahrheit und unterlag ihr nicht immer.“ Das Buch ist reich an solchen Tönen von Verhaltenheit und bekenntnishafter Bewegung, Klängen einer Symphonie im Jazz des Betriebes.

Remarque ist zweifellos der trivial Wirkungsvollste, der Mann nach dem Herzen des lesenden Publikums, Gläser der Scharfsichtigere, Klügere, aber bei Liepmann sprudelt die Wärme eines Herzens, Erichs, in starken Wellen, eigentlich überflüssig, ständig gebrochen an den Klippen einer so ganz andern dumpfen, wirbelnden Zeit und macht gerade deshalb die schmerzhaft zehrende Wahrheit der Geschichte aus.

Lion Feuchtwangers Buch „Erfolg“ (Kiepenheuer, Berlin) ist ein großflächiges Gesellschaftsgemälde. Einem Maler und Kustos mit freieren Ansichten als es den Hütern der Ordnung und der Kunst paßt, außerdem ein „Schlawiner“, ein Ortsfremder, an dem der Neid der Unfähigen nagt, wird der Prozeß gemacht wegen eines behaupteten Meineids. Die Geschichte durchläuft alle Stadien der Rehabilitierungsanstrengungen, (aber der Eingesperrte stirbt unterdessen). Also ein Kampf um die Gerechtigkeit, ein Wassermann-Thema, jedoch sogleich abgestumpft und dadurch um die tiefste Wirkung gebracht, daß es ausschließlich die bairische Gerechtigkeit zum Gegenstande hat. Statt Zeitkritik aus dem Vollen und unbefangenen Auges — eine Polemik *al fresco*, in ihrer betonten Müchternheit wie mit einer dünnen, scharfen Nadel äzend. Einige Jahre Münchner Lokalgeschichte sind satirisch, mit minutiöser Genauigkeit aufgezeichnet. Der Verfasser gewinnt durch die Vorgabe, alle Vorgänge von einer spätern Zeit des Jahrhunderts aus zu beobachten, eine kleine Sensation und einen großen Abstand zu den Geschehnissen. Es war dieser Kunstgriff für die bittere Glossierung der bairischen Verhältnisse reichlich überflüssig. Denn die amourös verschlungenen Beziehungen einiger reichen Nichtstuerinnen und einiger Industrieherrn sind nicht so erregend, daß man eine besondere Entfernung gebrauchte, um sie zu visieren. Deutlich wird die Verfilzung von Politik und Geschäft und Kunst und Liebeszwischenspielen, die eben nur im Ausmaß auffallende Zeiterscheinung ist. Doch daneben fehlen völlig jene neuen Formen Mensch, um derentwillen allein sich die Schaffung einer Nachkriegsliteratur rechtfertigt. Die agierenden Herren und Damen sind vollauf beschäftigt mit ihrer eigenen privaten Wichtigkeit, der der Krieg und sein Nachher kein Gramm vom Dünkel ihrer Einbildung genommen hat. Und nur ein ausgesprochen karikaturistischer Roman konnte die Jahre 1920—1923 mit diesem ausgemacht fühlen Snobismus schildern. In Gelüst, Geschäft, Gemeinheit sind diese Menschen zeitlos. Trotzdem es München sein soll, ist es eine bösertige Fantasiegegend mit münchenerischen Ähnlichkeiten. Die spezielle Zeitfarbe, mit der das Stumpfe, Beschränkte, Dumm-



schlaue beschrieben wird, ist pures Gift und wieviel langweilige Sexualgeschichten obendrein! Es braucht schon den profunden Haß gegen das bayerische Land und seinen Stamm, um die Zeitkritik auf 908 Seiten beißenden Hohnes auszudehnen.

Wegen seiner total andern Auffassungsart stellen wir das Buch von Ludwig Renn, „Nachkrieg“ (Ugis-Verlag, Wien), die Fortsetzung von „Krieg“, außerhalb des Zusammenhanges, in den es chronologisch gehörte. Es ist der kühlste Tatsachenbericht über die Erlebnisse des Verfassers von der Zeit der Auflösung der alten Armee bis zum Kapp=Putsch. Nacheinander diente er bei der Sicherheitstruppe, der Sipo= und der Polizeiwerbestelle, tat seine befohlene Pflicht, unbeirrt, sehr offenäugig, nahm wahr, faßte scharf auf, mehr und mehr und legte es nieder in diesem Buch, für das es keinen falscheren Namen gäbe als „Roman“. Nur primitive Gefühle und Gedanken, nur das Verstehen des ganz einfachen Mannes ist wiedergegeben.

Unwillkürlich gewinnt Renn eine weite Distanz. Der Ich=Erzähler ist als Person durchaus nicht faßbar; er verhält sich so reserviert wie nur möglich. So fallen die strenge Einfachheit der Gesamtdarstellung und das Zurückhaltende in der Selbst=Behandlung zusammen. Das etwas sehr magere Wort Sachlichkeit ist für Renn ganz am Platze, wenn man es mit durchgehender Sauberkeit und Aufrichtigkeit übersetzt. Auch Feuchtwanger hat Sachlichkeit, aber es ist dort nur ein Markieren, tatsächlich beruht es auf einer selbstgefälligen und posierenden Gefühllosigkeit. Bei Renn dagegen ist keine innere Kälte, sondern ein Zug von Noblesse damit verbunden. Jahrelang befindet er sich zwischen den Offizieren, den Sozialisten, den Polizisten, den Soldatenräten, lernt sie von innen und von außen kennen und immer ist etwas Schmieriges dabei, eine Schiebung, ein Manöver, ein unredliches Spiel, kurz und grob deutsch: ein Beschiß. Wenn einer es aufrecht meint, dringt er nicht durch oder wird gekuscht. Nicht nur im Einzelnen steckt diese Unsauberkeit, sondern sie bricht gewissermaßen den Korpsgeist, das Klassenbewußtsein und läßt Schieber hinein. Die obern Beamten gegen die untern, die Offiziere gegen die Soldatenräte, der einfache Soldat gegen beide, die Arbeiter gegen Sipo, Offiziere — alles beargwöhnt, belauert sich untereinander und gegeneinander und betrügt sich um windiger Börtelchen willen. Unterstützt man sich gegenseitig, wie z. B. Sozialdemokratie und Polizei, so geschieht es in der Art richtiger Spießgesellen. Da begreift man am Ende, daß Renn, der in wildem Wechsel der militärischen Grade nach seinem ordentlichen Feldwebelgrade, Zugführer, Kompagnieführer, Wachtmeister ist, sich bei einigen simpeln Leuten, einem Schlosser und seiner Frau, die bei den Kommunisten sind, glücklich fühlt. Er schreibt über diesen Besuch: „Ich war nicht überzeugt vom Kommunismus, nur davon, daß Zimmermann und seine Frau ehrlich waren.“ Nach seinem Abgang von der Polizei beginnt ein unstetes Leben und der Ausgang des Buches lautet: „Sieben Jahre habe ich dieses Leben geführt, bis ich endlich den Weg zum

Kommunismus fand.“ Welche Summe enttäuschender Erfahrung hat ihn zu diesem Punkt getrieben, daß er nicht mehr anders konnte. Durch seine unbestechliche Gesinnung ein ganz besonderes Buch!

\* \* \*

Die erste Periode des Nachkriegs führt vom Kameradschaftszusammenbruch bis zur Inflation. Der Kamerad wird wieder ein ziviler Herr Sowieso; die Notgemeinschaft des Krieges zersplittert in die Unzufriedenheit und Hilflosigkeit einer Unmenge Privatpersonen. Für die Menschen dieser ersten Periode ist das Wort Kenns „entwurzelt und hoffnungslos“ der Schlüssel für ihr gemeinsames Elend. Aber welche Spannweite zwischen dem passiven Pessimismus Remarques, wo man letzterdings zur Naturheilkunde flüchtet und dem Pessimismus von Kenn, der in den Kommunismus mündet. Ihr neuer Lebensraum entsteht mit der allgemeinen Atomisierung und Auflösung, ein Lebensraum der Isoliertheit von allen verbindenden Gemeinschaftswerten. In der Abstraktion, denn in Wirklichkeit sind es nur verschieden verteilte Wesenselemente, erscheinen neue Gesichter: Wandlungen der Gesamtanlage zu neuen Typen: der Pessimist ohne Boden; der end- und zwecklose Geschäftemacher; der andere verschleudernde oder sich wegwerfende Sexuelle; der soziale Revolutionär. Sie alle sind nicht Ausnahmen in einer Andersheit, sondern typische Zeitteile.

(Fortsetzung folgt.)

# Politische Rundschau

## Zur politischen Lage.

**Der Meinungsstreit um den Völkerbund. / Die kommende deutsch-französische Auseinandersetzung. / Die innere Entwicklung Deutschlands.**

Wir lesen im Tagesbericht der „Basler Nachrichten“ vom 23. Oktober 1931: „D. Die gestrigen und heutigen Genfer Depeschen zeigen, daß der Völkerbundsrat an einer erneuten Vertagung seiner Verhandlungen über den Mandschurenkonflikt herummacht. Das kann bei oberflächlicher Betrachtung den Eindruck der Schwäche hervorrufen. Dieser Eindruck wäre aber falsch. Tatsächlich gehört auch die Vertagung zu den Bemühungen des Rats, beide Streitpartner höflich, aber energisch unter Druck zu setzen.“

Die seitherigen Ereignisse werden auch den Verfasser dieser bemerkenswerten Ereignisse mit einem ironischen Lächeln auf seine damaligen „Feststellungen“ zurückblicken lassen, wenn er sie nämlich noch einmal lesen sollte. Die Äußerung ist jedoch ein Zeugnis dafür, wie groß die Verlegenheit jener Partei getreuer Völkerbundsanhänger in der Schweiz war, die eben unbedingt einen Erfolg des Völkerbundes sehen muß! „Und geh es, wie es wöll. . .“